

The background of the book cover is a photograph of a body of water, possibly a lake or a wide river, with a blue and greyish-blue color palette. The water's surface is covered in gentle ripples. In the foreground, there are dark, silhouetted branches of a tree or shrub, some of which have small, dark, cone-like structures hanging from them. The overall mood is quiet and somewhat melancholic.

Alfred Rohloff

So oder so ähnlich

Eine Kindheit in Deutschland

ATHENA

Alfred Rohloff
So oder so ähnlich

edition exemplum

Alfred Rohloff

So oder so ähnlich
Eine Kindheit in Deutschland

ATHENA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

E-Book-Ausgabe 2020

Copyright der Printausgabe © 2018 by ATHENA-Verlag,

Copyright der E-Book-Ausgabe © 2020 by ATHENA-Verlag

Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen

www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN (Print) 978-3-7455-1032-4

ISBN (PDF-E-Book) 978-3-89896-920-8

Inhalt

Geschichte und Geschichten	7
Namen – Gäste der Wirklichkeit	10
Ein Landstrich im Osten	16
Baubeln – zwischen Nadrauen und Sudauen	22
»Der Führer kommt«	37
Stallupönen – eine Stadt und drei Namen	49
Der Judenstern in der Schulklasse	65
Fliegende Lebensmittelkarten	69
Der Pimpf im letzten Glied	74
Ein pädagogisches Schauspiel	83
Die Strümpfe und das Vaterland	87
»Onkel Soldat« auf Besuch	92
Die Verlobungsinsel und die Toteninsel	99
Die Flucht beginnt	103
Tharau – ohne Ännchen	109
Kant oder Karl May	117
Die Fahrt mit Tanja	125
Meine Geschichte mit Hitlers »Mein Kampf«	132
Fahnen – und Fahnen	137
Das Lindengut – die feste Burg	146
Die letzte Etappe der Flucht	154
Wohlenbeck – zwischen Heide und Moor	160

Im Stader Athenäum	174
Als Beamter in Lüneburg	181
Aufbruch nach Außen	190
»Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen«	198
Theodor W. Adorno und Bruno Liebrucks	212
Nachwort: Abenteuer Leben	221
Literatur	227

Geschichte und Geschichten

Wenn Geschichte großspurig und weiträumig verläuft, besteht für Geschichten, wie sie der Einzelne – zumal der »kleine Mann« – durch seine Unternehmungen erfahren kann, nur noch wenig Zeit und Platz in der Welt. Sie haben dann nur noch die Möglichkeit, in Nischen und gegen die Geschichte, die verordnete und die nicht verordnete, sich zu ereignen.

Wenn alle im Gleichschritt marschieren, wo soll sich dann noch die Geschichte des Einzelnen vollziehen?

Hiervon haben wir wohl die Schwadronneure der Geschichte auszunehmen, die Napoleons und Hitlers, die sich eingeredet haben, zu wissen, wie Geschichte verläuft, und zu wissen, wie sie durch ihr Zutun zu verlaufen hat. Aber was kann man von ihnen schon lernen? Nicht mehr als die Binsenweisheit, daß alles doch »ein wenig anders« verläuft, als sie es sich in ihrer Hybris erträumt haben, daß eben durch Geschichte, verursacht durch eine »List der Vernunft«, wie Hegel das nannte, doch etwas Anderes hervorgebracht wird, als das, was sie sich selbst als ein Ziel eingeredet hatten. Damit ist dann auch schon gesagt, daß es, entgegen den Beteuerungen dieser Herren, keine menschlichen Herren der Geschichte geben kann, wenngleich Geschichte selbst sich auch für eine gewisse Zeit diesen Anschein geben mag.

Aber sicher ist auch noch dieses zu lernen: Daß man solchen Schwadronneuren der Geschichte mit ihren falschen Verkündigungen rechtzeitig den Mund zu stopfen hat. Daß man dem Weltgeist, an den diese Schwadronneure der Geschichte ihre Seele verkauft haben, die Stiefel auszuziehen und ihn zum Weltgeist eines Gartens der Vernunft zu zähmen hat.

Statt der Kantischen Vernunft war aber zur Zeit meiner Kindheit die durch nichts begründete »Vorsehung« auf den Plan getreten, mit der sich Hitler zumal gern geschmückt und damit so etwas wie Religion oder Transzendenz geheuchelt hat. Diese Vorsehung sollte dann wohl der Beleg dafür sein, daß er als Weltgeist auserwählt sei, nur daß jetzt

im Unterschied zu Napoleon, in dem Hegel den »Weltgeist zu Pferde« gesehen hatte, jetzt ein »Weltgeist im Mercedes« durch die Lande ratterte und meinte, ein Herr der Geschichte zu sein, – allerdings mit dem gleichen Ergebnis wie bei Napoleon, weil eben Geschichte keine Herren duldet.

Dennoch hat man sich in jenen Tagen auch gerne mit Kant geschmückt – mir wurde er schon in der Volksschule als ein »großer Deutscher« vorgestellt, wenn denn auch, nach meinem heutigen Verständnis, es wohl schwierig sein dürfte, an diesem Weltbürger Kant das typisch Deutsche zu beschreiben, das die Herren in ihm sehen wollten.

Aber immer noch haben die Mächtigen, die sich als Weltgeist verstehen, versucht, sich der Großen im Geiste zu bemächtigen und das von ihnen zu nehmen, was ihrer Ideologie zuträglich ist. Daß aber Kant »die Geschichte der Menschengattung« als die »Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur« (45)¹ angesehen hat, »der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung« (47) abzielt, wurde dann gefälligst unterschlagen, weil es dem damaligen Rassedanken zuwiderläuft.

Aber wo bleiben die Geschichten der kleinen Leute, – zumal der kleinen Leute, wenn sie noch klein, nämlich erst Kinder sind? Sie vollziehen sich immer jenseits solcher großspurigen Entwicklungen der Geschichte, wenn sie denn auch immer von ihnen beeinflusst und beeinträchtigt werden.

Wenn ich entgegen der damals üblichen, weil verordneten Art, sein Leben zu beenden, nämlich den »Heldentod« zu sterben, fast dadurch aus dem Leben geschieden wäre, daß ich als kleiner Junge einfach in einen Teich gefallen bin, so ist diese Geschichte eine solche, die in dem damaligen allgemeinen nationalen Trend nicht unterzubringen ist, darum eher gegen die allgemeine, verordnete Geschichte verstößt. Aber diese Geschichte von der wunderbaren Errettung meines Lebens ist nicht die einzige, die ich erlebt habe. Daher habe ich es

1 Kant, Immanuel, Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Werke in sechs Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1956–1964, Bd. VI, S. 31–50

fortwährend als ein Wunder angesehen, daß ich in ein solch hohes Alter gelangen konnte.

Wenn nun der damalige Stiefelschritt der Geschichte – und vielleicht sind wir ja zumindest in einigen Zonen der Welt dabei, ihr die Stiefel auszuziehen – sich auch wenig um das Wohl und um die emanzipative Entfaltung eines kleinen Jungen bekümmerte, so gab es doch vor und gegen dem Hintergrund dieser Geschichte einiges, das mich davor bewahrte, *begeistert* dem Schwadronneur der neueren deutschen Geschichte die Hand zu reichen, gereicht aber habe ich sie ihm als ein kleiner Junge, nolens volens, gleichwohl.

Da hilft es auch nicht viel, daß man von sich sagen kann, man hätte sich wegen seines geringen Alters keine Schuld zuzurechnen. Da hilft es nicht viel, von der »Gnade der Spätgeborenen« zu reden, wie einige Geister unserer Tage dies taten. Denn: »Geschichte hat, uns mit zunehmen, nicht vergessen«. So habe ich das in einem meiner späteren Gedichte einmal beschrieben. Man kann eben nicht an Goethes Weimar denken, ohne sich an das nahe gelegene Buchenwald zu erinnern. Es gibt für uns alle ein »Wir« der Geschichte, aus dem wir nicht einfach aussteigen können.

Was das aber war, das mich *als Kind nicht begeistert* zu dem »Neuen«, das da herauf gekommen war, ja sagen ließ, ist weder einfach zu erinnern noch zu beschreiben. Natürlich fragt man sich im Nachhinein: Gab es da eindeutige Vorbehalte, die aus mir selbst kamen? Ich bin nicht so vermessen, diese Frage mit einem einfachen Ja zu beantworten, schließlich war ich erst dreizehn Jahre alt, als der Spuk schon zu Ende ging. Aber es gab doch Erlebnisse, die mich in jener verordneten Welt, in der man sich ja auch vorgenommen hatte, die Jugend zu gewinnen, zumindest *irritierten*.

Aber davon wollte ich erst in meinen Geschichten reden.

Namen – Gäste der Wirklichkeit

Das war an jenem regnerischen Vormittag des 17. Juli so um das Jahr 1748, als mein Urahn die niedrige Amtsstube eines preußischen kleinen Dörfchens betrat und vermeldete, daß er angekommen sei. Regentiefend stand er da in seiner großen aufgeknapften Jacke und drehte verlegen seine Wollmütze in den Händen, daß das Wasser auf die Holzdielen der Amtsstube tropfte.

Nachdem der Gemeindegeschreiber hinreichend zur Kenntnis genommen hatte, daß da ein Mensch vor ihm stand, begann er mit der ortsüblichen Ausfragerei nach dem Woher und Wohin, was meinem Großahn, müde und übernächtigt von der weiten Reise aus dem Friesischen, wie eine Anrede aus dem Jenseits vorkam. Schließlich erklärte er auf die nicht enden wollenden Fragen erneut, daß er zu bleiben gedächte.

Dies nun aber bewog den Schreiber, nach verschiedenen Papieren zu suchen, umständlich seinen Federkiel zu spitzen und meinen Urahn nach seinem Namen zu fragen.

Der sagte, daß er Roelof heißen würde, wobei er allerdings seinen Namen – wie das im Friesischen so üblich war – in etwa wie Ruloff aussprach.

Der Gemeindegeschreiber rückte nun seine Brille zurecht, konzentrierte seinen Blick auf das linke Ende einer langen waagerechten Zeile und ließ die Buchstaben zuerst ganz langsam und sorgsam seinem Munde entfliehen, ehe er sie dann sozusagen wieder einfing und auf das Papier malte.

»R ... u ...«

»Nein ... nein«, protestierte da mein geschichtlicher Vorgänger, »nicht: u ..., sondern R ... o ... e ...« ...

»Das geht nicht«, unterbrach ihn der Gemeindegeschreiber und hob sowohl den Federkiel wie auch die Augenbrauen in die Höhe. »R ... o ... e? – nein, das müßte man ja Röloff aussprechen, – versteht er das denn nicht?«

Glücklicherweise hatte er bislang nur ein schönes rundgeschwungenes »R« zu Papier gebracht, weshalb sich sein Unwille noch in Grenzen hielt.

»R ... o ..., das geht, aber nicht mit dem e dahinter, denn sonst würde er ja riskieren, daß sein Name völlig falsch ausgesprochen würde, und das für sein ganzes Leben«, dozierte der Schreiber weiter, indem er seinen Federkiel zur Betonung des Gesagten wie einen Dirigentenstab hin und her bewegte.

Was blieb meinem Urahn in diesem Kampfe um das »o« und das »e« denn anders übrig, als auf das »e« zu verzichten, um wenigstens sein »o« noch zu retten. War er doch angesichts der ungleichen Voraussetzungen – denn er stand ja auf der geringer zu bewertenden Seite des Schreibtisches –, in diesem Streit noch froh, überhaupt zu so etwas wie einem Kompromiß zu gelangen. Brummend stimmte er zu.

Bei so viel Entgegenkommen und Einsicht meines Altvorderen wollte der Gemeinbeschreiber nun aber nicht zurückstehen.

»Wie wäre es denn, wenn wir dem o ein stimmloses h befügten«, redete er einigermaßen gestelzt. »Das o klingt dann weich und lang, – fast wie ein u –, und der ganze Name sieht auch noch viel schöner aus, denn das h gibt dem Namen eine weitere Unterlänge, und das macht sich doch sehr gut.«

Meinem Urahn, müde von der langen Fahrt, schwindelte von so vielem Hin und Her um seinen Namen, und so merkte er es nicht einmal, wie der Gemeinbeschreiber seinem Namen – vielleicht auch dies wegen der schönen Unterlänge – nicht nur ein stimmloses »h« sondern auch ein zweites »f« am Ende hinzufügte. »Rohloff« hieß er nun, kaum daß er es sich versah.

Ja, so ist es damals wohl zugegangen an dem regnerischen Vormittag jenes 17. Juli so um das Jahr 1748. Na, jedenfalls so – oder so ähnlich.

* * *

Wenn diese kleine Geschichte – von der ich zugeben muß, daß sie meiner Phantasie entsprungen ist – vielleicht auch etwas Wahres, über Name und Herkunft meiner Vorfahren väterlicherseits aussagt, so hört aber jedwedes Subsumieren meiner Familie unter eine bestimmte Volks- oder Stammeszugehörigkeit sofort auf, wenn man etwas weiter in der Vorfahrenreihe zurückgeht und auch die weiblichen Linien in Betracht zieht.

Zwar müssen irgendwann die *Robloffs* in jenen weit entfernt gelegenen nordöstlichen Landstrich, der dann später einmal Ostpreußen hieß, mir nichts dir nichts eingewandert sein. So belegt etwa eine Urkunde, daß der Name schon 1664 in Goldap zu finden war. Ich weiß allerdings nicht, ob dieser Mensch zu meinen direkten Vorfahren zu zählen ist. Aber muß ich das nun wissen? Jedenfalls so viel ist sicher: Damals zahlte ein Andres Rohloff 1 Mark und 50 Silbergroschen an die Kirche in Goldap.

Wenn ich von dem kleinen Tableau meiner Großeltern ausgehe, so gibt es neben den *Robloffs* ja noch die *Maurischats* (der Geburtsname meiner Großmutter väterlicherseits), die *Scharotzkis* (der Name meines Großvaters mütterlicherseits) und die *Kausch*'ens (Geburtsname meiner Großmutter mütterlicherseits). Schon diese kleine Liste von Namen meiner Vorfahren in der vorletzten Generation spiegelt die Herkunft der Menschen in diesem nordöstlichen Landstrich des damaligen Deutschland sehr gut wieder. Neben dem aus dem Friesischen stammenden Namen Rohloff deutet der Name Maurischat auf meine litauische, der Name Scharotzki auf meine polnische Verwandtschaft, der Name Kausch schließlich auf meine Anbindung an die Ureinwohner, die Prussen, hin. So jedenfalls sagen das die Namenforscher².

Wenn nun auch in den weiter zurück liegenden Generationen litauische und deutsche Namen – darunter auch solche aus dem Salzburgischen – gegenüber den anderen dominieren, so zeigt schon das Namenstableau meiner Großeltern die Herkunft der Menschen in diesem ostpreußischen Landstrich recht gut an. Kontakte zu ostpreu-

2 »Kauschen« soll prussisch »schöpfen« heißen. Diese Bedeutung findet sich auch im Litauischen. (Siehe Donalitius, 214: »Kauschen, Schöpfkellen von Holz«)

ßischen Namensforschern haben mir deutlich gemacht, daß »diese völkische Zusammensetzung meiner Familie« nichts Außergewöhnliches, vielmehr eine eher durchschnittliche Erscheinung im damaligen Ostpreußen gewesen ist. Ja, dieses Ostpreußen, und insonderheit dieser Landstrich meiner Herkunft, das muß man wohl sagen, war immer schon ein im höchsten Grade interkulturelles Gebiet.

Im Übrigen bin ich selbst aber froh, sagen zu können, daß mich nicht nur mit irgendwelchen Eindringlingen aus dem Westen, sondern auch mit den Ureinwohnern dieses Landstrichs eine Blutsverwandtschaft verbindet, weil man eben den Nachnamen meiner Großmutter mütterlicherseits, Wilhelmine Kausch, als einen prussischen Namen anzusehen hat. Immer wenn ich an sie denke, sehe ich ihr rundliches Gesicht mit einem tief aus der Seele kommenden Lachen, – wie schlimm sie das Leben auch treffen mochte. Als ich dann später die Frauengesichter in den Zeichnungen der Käthe Kollwitz sah, haben sie mich immer wieder an das Gesicht meiner Großmutter erinnert. War sie noch eine Prussin? Ihr Name jedenfalls belegt wohl eine solche Herkunft.

Ja, und was meine verwandtschaftlichen Bindungen an die Friesen angeht, so weiß ich nicht, ob die Rohloffs nun Ost- oder Westfriesen waren. Für den zweiten Fall der Annahme würde das bedeuten, daß sie aus dem Niederländischen stammten. Aber ist das wichtig? Ich erinnere mich noch daran, daß man in meiner Familie – insbesondere mein Onkel, der Bruder meines Vaters, tat dies – bis weit nach dem Krieg die Mark mit Gulden bezeichnete und die Zehnpfennigstücke »Dittchjes« nannte (niederl. »ditjes en datjes« = Kleinigkeiten). Waren diese Gewohnheiten Ausdruck einer Verwandtschaft mit den Niederländern, genauer: mit den Westfriesen? Wer weiß das schon?

Na, jedenfalls habe ich durch die Heirat einer Isländerin für die weitere Internationalisierung meiner Familie gesorgt, bringt meine Frau doch wiederum verwandtschaftliche Verbindungen nicht nur nach Island, sondern auch nach Dänemark in unsere Familie ein. Nicht, daß ich eine solche »Internationalisierung« meiner Familie angestrebt hätte. Es »hat sich halt so ergeben« – so wie sich dies wohl

auch bei meinen Vorfahren, in ihren Verbindungen zueinander, »halt so ergeben« haben mag.

Bei aller Internationalität meiner Herkunft kann ich aber doch über eines froh sein: daß ich irgendwo im deutschen Sprachraum aufgewachsen bin, wenn eben, kriegsbedingt, auch an sehr verschiedenen Orten. Wenn ich es – auch heute noch – als niederdrückend empfinde, auf die von uns Deutschen hervorgerufenen Ereignisse und Taten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts blicken zu müssen, so freue ich mich auf der anderen Seite, in die deutsche Sprache hineingeboren zu sein, was mir – anders als einem, der in einer anderen Sprache groß geworden ist – den Zugang zu großartigen geistigen Schöpfungen erleichterte, ob ich nun an Kant und Hegel oder an Goethe, Schiller und Hölderlin denke. Aber an Weimar kann ich nicht mehr denken, ohne an Buchenwald erinnert zu werden. Das ist die dunkle Kehrseite meines Bewußtseins, ein Deutscher zu sein.

Aufgrund der Vorgeschichte meiner Familie ist es aber wohl eher als ein Zufall zu bezeichnen, daß ich Rohloff heiße und nicht Maurischat, Becker oder Scharotzki.

Aber was sind eigentlich Namen? Vielleicht doch nur »Schall und Rauch«? Oder muß man vielleicht mit Dschuang Dsi, einem Taoisten des alten China, sagen: »Der Name ist der Gast der Wirklichkeit« und mehr eben nicht!

Ähnlich wie mit den Personennamen in meiner Familie verhält es sich auch mit den Namen der beiden Hauptstätten meiner Kindheit, mit dem Namen des kleinen Dorfes, in dem ich im Jahre 1931 zur Welt kam, und mit jenem der kleinen Stadt, in der ich aufwuchs. Nannte man das Dorf noch zur Zeit meiner Geburt »Baubeln« – ein Name, der einen schönen geheimnisvollen Klang, wie ich denke, hatte –, so wurde 1938 in der Naziherrschaft daraus ein banales »Windberge«, worin aber immerhin noch der Höhenrücken, auf dem das Dorf lag, zu Wort kommt. Heute hätte es wohl einen russischen Namen, ja hätte es wohl – wenn es dieses kleine Dorf noch geben würde. Aber vor der größtiefiligen Geschichte hat es nicht bestehen können.

Ebenso erging es dem Namen der kleinen Kreisstadt des Landkreises, zu dem auch Baubeln gehörte. Als wir – es war wohl das Jahr 1936

oder 1937 – dorthin zogen, hieß diese Stadt noch »Stallupönen«. Auch diese kleine Stadt verlor diesen schön klingenden Namen und hieß ab 1938 »Ebenrode«. Heute heißt sie »Nesterov«, denn sie gehört, wie der gesamte ehemalige Landkreis, zum Kaliningrader (Königsberger) Gebiet, zum »Kaliningradsckaja Oblast«.

So kurzatmig kann Geschichte sein, wenn sie Stiefel trägt, – so kurzatmig, daß ein Mensch wie ich, mit dieser kleinen Stadt, in der er einmal lebte, drei Namen verbinden muß. Sind Namen nicht doch nur ein »Gast der Wirklichkeit«?

Ein Landstrich im Osten

Ohne mich hier in die Geschichte dieses Landstrichs, dem ich entsprungen bin, zu verlieren – sollen dies doch die Historiker tun –, muß ich aber doch an den häufigen Wechsel seiner Obrigkeit erinnern. Ursprünglich von dem westbaltischen Volk der Prussen³ besiedelt, brachten dann die Ordensritter mit Feuer und Schwert nicht nur den christlichen Glauben, sondern sie nahmen – dies hat man wohl als eine sehr eigentümliche Form der Missionierung anzusehen – auch das Land in Besitz. Zudem wurden von Papst Gregor IX die Ordensritter »mit Verbeißung der Vergebung aller Sünden« aufgefordert, »das schwere Unrecht zu rächen welches dem Gekreuzigten im Lande der Prußen zugefügt worden sei« (Baumann, 103). Das war sozusagen eine absolutio generalis oder auch eine absolutio a priori – Lossprechung von Schuld ohne Ansehung der begangenen oder noch zu begehenden Taten und Untaten.

Dabei ist es heute kaum möglich, diese Untaten der Ordensritter vor uns auszubreiten, denn »1416 ließ Hochmeister Kuchmeister in Braunsberg Schriften einsammeln und verbrennen, in denen das Verhalten der Ordensritter kritisiert wurde« (Szillis-Kappelhoff, 25).

Nachdem dann die Ordensritter ihre Macht verloren hatten, ging das Land dieses Landstrichs in den Besitz des Herzogtums Preußen, und damit des späteren Königreichs Preußen, über. Gemäß ihren verschiedenen Herrschern änderte sich auch die Bezeichnung dieses Landstrichs. Nannten die Prussen dieses östliche Gebiet des ehemaligen Ostpreußen noch »Nadrauen« und »Sudauen«, so war zur Zeit der Ordensherrschaft auch von der großen »Wildnis« dieser Gegend die Rede.

3 Baumann, Karl, Die Prußen – Ein sympathisches Volk zwischen Weichsel und Memel, Leer 1991, Graichen, Gisela/Gretzschel, Matthias, Die Prussen – Der Untergang eines Volkes und sein preußisches Erbe, Frankfurt a. M. 2011 und Szillis-Kappelhoff, Beate, Prußen – die ersten Preußen, Geschichte und Kultur eines untergegangenen Volkes, 2014 (Lindenbaum Verlag)

Während der preußischen Herrschaft drückte sich die geringe Bedeutung des Nationalen oder Völkischen aber darin aus, daß man diesen Landstrich auch »Preußisch-Litauen« nannte. Dieses Moment des Internationalen in der Bezeichnung verliert sich natürlich dann, wenn man diese Gegend ›Kleinlitauen‹ nennt, wie es die Litauer, von jenseits der Grenze, gerne taten und heute noch tun: »Für die Litauer ist Preußisch-Litauen ihr ›Kleinlitauen‹« (Pölking, 129). Damit meldet sich eine Geschichtsschreibung zu Wort, die *national* ist und das Moment der *ethnischen Vielfalt* in Preußen übergeht. Es wird eben außer Acht gelassen, »dass Preußen bis zu den Einigungskriegen kein ›deutscher‹, sondern ein multiethnischer Staat war« (ebd., 131). Außer Acht gelassen wird auch dies, daß die preußischen Litauer protestantisch, die Litauer aber jenseits der Grenze Ostpreußens (oder »Preußisch-Litauens«), katholisch waren (ebd., 24). Außerdem schreibt Kossert: »Daß Litauisch die Muttersprache vieler Ostpreußen war, bedeutet nämlich nicht, daß sie auch ein prolitauisches nationales Bewußtsein hatten, vielmehr war die ostpreußische Vielsprachigkeit zurückzuführen auf die jahrhundertlang geübte Toleranz« (Kossert, 18).

Erst das Heraufkommen der Ideologie des Nationalen veränderte diese Toleranz, und damit auch die Geschichtsschreibung von allen Seiten her: »Auf deutscher Seite sah man den litauischen Spracheinfluß in Ostpreußen weniger gern und suchte ihn, je mehr die nationalen Gefühle sich in den Vordergrund drängten, zu reduzieren, während die nationalistischen Kreise Litauens das gegenteilige Interesse verfolgten und ihn über seinen Verbreitungsgrad hinaus hochspielten« (Kossert, 170).

Damit ist dieses Moment der Toleranz, das es im Preußischen gab, dann auch von der deutschen Seite her durch die Heraufkunft des Nationalen mißachtet worden, indem man Deutsch zur Schulsprache per Order erklärte. Allerdings haben wir dabei auch daran zu denken, daß die deutsche Sprache den Eingewanderten auch größere Aufstiegschancen gewährte und somit zumindest eine Zweisprachigkeit auch in ihrem Interesse lag. Und ein Notabene von heute: Wir verlangen ja auch heute in unserem demokratischen Staat, daß die Eingewanderten sich des Deutschen bemächtigen sollen.

Zudem kann man sagen, daß in diesem abgelegenen Landstrich sich nicht alles nach den zentralen Wünschen und Anordnungen von heute auf morgen umgestaltetem ließ. So hat sich in einzelnen Orten das Litauische, besonders im kirchlichen Bereich, noch relativ lange gehalten. Insbesondere sind dabei wohl die Gottesdienste zu nennen. Die deutschen Pfarrer hatten ja zur Zeit der preußischen Herrschaft die litauische Sprache zu erlernen, um in beiden Sprachen predigen zu können (Pölking, 131). So wurde 1907 immerhin »noch in 69 Kirchen Ostpreußens litauisch gepredigt« (Kossert, 171), und über Tilsit und Ragnit heißt es: »Nach 1933 wurde der litauische Gottesdienst eingestellt und nur zu besonderen Anlässen noch in Tilsit und Ragnit bis 1944 (!) zelebriert« (Kossert, 171).

Auch für meine nähere Heimat ist ein langsames Überwiegen der deutschen Sprache im kirchlichen Bereich festzustellen. So berichtet der deutsche Pastor aus Pillupönen, einem Dörfchen, das nicht weit von meinem Geburtsort entfernt lag: »Die letzte litauische Abendmahlsfeier am Himmelfahrtstag 1927 vereinte nur noch einen kleinen Kreis« (Grenz, 186). Das war immerhin nur vier Jahre vor meiner Geburt.

Die in den verschiedenen Arbeiten der Historiker vorgelegten Statistiken über die Sprachzugehörigkeit sind allerdings auch heute noch mit Vorsicht zu genießen, denn sie begnügen sich meist mit den zwei Kategorien: »deutschsprachig« und »litauischsprachig«, und haben dabei wohl sehr oft die »zweisprachigen« Vertreter, die es in großer Zahl unter den Litauern, in kleiner Zahl auch unter den Deutschen gab, einfach den »Deutschsprachigen« zugeschlagen.

Überhaupt hat man die Berichte der Historiker in der Zeit der nationalen Ideologie sehr kritisch zu sehen, gleich aus welchem Land sie kommen. So schreibt Kossert: »Betrachtet man das historische Gedächtnis der um Ostpreußen ringenden Nationen, muß man auf allen Seiten ein gezieltes Ausblenden konstatieren« (Kossert, 10). Kein Nationalstaat, glaube ich, – weder der deutsche noch der litauische noch der polnische – kann wohl von sich sagen, daß er die Geschichte Ostpreußens objektiv und interessefrei dargestellt hat. Erst in unserer heutigen Zeit, da das Denken in nationalstaatlichen Kategorien durch

die Einigung Europas langsam in den Hintergrund tritt, wird man zu einer objektiveren Sicht der Geschichte Ostpreußens gelangen können. Die Arbeiten von Kossert und Pölking liefern wohl einen ersten Beitrag hierzu.

Das, was in den Darstellungen der Geschichte Ostpreußens in der Regel ausgeblendet wird, ist eben die Tatsache, daß das Preußen des 18. Jahrhunderts »*kein Nationalstaat*« (Pölking, 117) war. Vielmehr ist auch das »Ostpreußen« jener Zeit, oder das »Preußisch-Litauen«, »*eine multiethnische und multikulturelle Gesellschaft*« (Pölking, 128) gewesen. Der memelländische Heimatgeschichtler Kurschat schreibt dazu: »In einer Zeit, der nationalistisches Denken fremd war, der König französisch, die Kronprinzessin englisch sprach, *erkannte man den Untertan nicht an seiner Sprache, sondern nur an seiner Loyalität*« (nach Pölking, 131). Darum geht das Gezerre um Ostpreußen mit historisch begründeten Besitzansprüchen, die man aus dem jeweiligen Sprachenanteil herleiten möchte, auch an der historischen Situation Ostpreußens vorbei.

Zudem glaube ich, daß *der multiethnische Staat* – sofern er funktioniert und die verschiedenen Ethnien ohne Benachteiligung integriert – gegenüber dem Nationalstaat *als das sittlich höher einzuschätzende Gebilde anzusehen ist*, denn es hat das Andere – auch in der Andersartigkeit des völkisch Anderen – in sich aufgenommen und nicht, wie der Nationalstaat, abgewiesen. Insofern hat diese ausgeprägte multiethnische Gesellschaft Ostpreußens in meinen Augen bis heute einen gewissen Vorbildcharakter.

Daß wir hier nur den Sprachanteil von zwei Sprachen, der litauischen und der deutschen, diskutieren können, liegt daran, daß die Sprache der eigentlichen Ureinwohner, die prussische Sprache, so gut wie ausgestorben ist. Es sollen wohl nur noch einzelne Wörter in alten Lexika überliefert sein. Zu den wenigen, mir noch bekannten und lebendigen Überbleibseln dieser Sprache ist das noch in meiner Kindheit vorhandene Wort »Marjell« für Mädchen zu zählen, das man der prussischen Sprache zurechnet.

Als einen Beleg für die in Preußen geübte Toleranz kann man auch das Leben des aus Litauen stammenden Pfarrdichters Donalitus ansehen, der im 18. Jahrhundert, zur Zeit Friedrichs des Großen, in Tollmingkehmen wirkte. Seine Gottesdienste hielt er dort sowohl in deutscher wie auch litauischer Sprache. Dieses Tollmingkehmen, ein kleines Kirchdorf, lag nur etwa 6 km von meinem Geburtsort Baubeln entfernt.

Donalitus – der Name ist die latinisierte Form des Namens seiner Vorfahren, die sich Donalies oder Doneleitis nannten – war zudem einige Zeit in Stallupönen an der Volksschule als Lehrer tätig. Fast genau zweihundert Jahre später besuchte ich diese Schule. In Tollmingkehmen aber, wo er anschließend als Pastor tätig war, predigte er in beiden Sprachen, was wegen des damals vorhandenen Anteils der litauisch sprechenden Bevölkerung im dortigen Landstrich eben nötig war.

Als ein Kuriosum der Geschichte hat man aber wohl anzusehen, daß sein großes, lesenswertes litauisches Epos »Metai« (auf Deutsch »Die Jahreszeiten«) heute von den Litauern als ihr großes Nationalepos angesehen wird, weshalb sie ihm denn auch nach dem Zweiten Weltkrieg in Tollmingkehmen, das einmal zu *Preußen*, später dann zum *Deutschen* Reich gehörte, jetzt aber *russisches* Gebiet ist, ein *litauisches* Denkmal und eine Erinnerungsstätte in der wieder aufgebauten Kirche eingerichtet haben. Man mag dies als ein Beispiel dafür nehmen, daß Geschichte auch *friedlich und international* geraten kann.

Aber nun hierzu die Frage an mich: Was habe ich als kleiner Junge – jenseits solcher historischen Prozesse – von dieser einmal vorhandenen Zweisprachigkeit noch erfahren? Als ich vor einigen Jahren den Doneleitis gelesen habe, konnte ich mich darüber denn doch wundern, daß eine ganze Reihe seiner deftigen litauischen Ausdrücke als Lehnwörter bis in meine Kindheit hinein gereicht und in jenem Landstrich sich erhalten haben, ob es sich nun um den »Lorbas« (für einen ungezogenen Jungen) oder um den »Labjurks« (für einen Taugenichts) handelte.

Aber es gab auch Namen von Speisen, die ihren Ursprung in der litauischen Sprache hatten. So gab es in meiner Kindheit noch das

Gericht »Kujelis«, wobei geriebene rohe Kartoffeln und eingetragene Schweinefleischstückchen auf einem Blech gebacken wurden. Oder das Gericht »Schuppenis«, das aus einem Kartoffelbrei mit eingerührten Erbsen bestand. Dies alles habe ich als Kind nicht nur sprachlich wahrgenommen, sondern auch mit Appetit gegessen, wohingegen meine hier angedeutete Rezeptbeschreibung sicher eher stümperhaft sein mag. Auch der selbsthergestellte Bärenfang (Alkohol und Bienenhonig) wurde in meiner Kindheit von den Erwachsenen noch »Meschkinnes« genannt.

Von einem meiner Verwandten wurde zudem gesagt, daß er aus dem Memelland stamme und noch Litauisch sprechen könnte. Auch wurde er einmal, wie meine Ohren es aufschnappten, mit »na, du alter Litauer« begrüßt, aber dies nicht in einem herabsetzenden Sinne, sondern viel eher in einem Tonfall, wie ihn heute Zechbrüder an den Tag legen, wenn sie sich mit »na, du alter Schwede« ansprechen.

Wenn ich heute die verschiedensten Formen von Fremdenfeindlichkeit in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, betrachte, muß ich mich mitunter fragen, ob wir denn seit den Tagen Friedrichs des Großen und des Donalitius überhaupt einen Schritt voran gekommen sind in der Humanisierung des Zusammenlebens von Vertretern verschiedener Kulturen.

Baubeln – zwischen Nadrauen und Sudauen

Dieses kleine Baubeln, in dem ich im Jahre 1931 zur Welt kam, lag einmal – legt man eine alte Karte mit den prussischen Bezeichnungen zugrunde (Pölking, 149) – irgendwo auf der Grenze zwischen Nadrauen und Sudauen. Überrascht war ich, als ich dieses Baubeln vor einigen Jahren auf einer alten Landkarte aus dem Jahre 1722 unter dem Namen »Bublen«⁴ entdeckte. Daran ist wohl abzulesen, daß dieses Dörfchen trotz seiner Winzigkeit doch schon eine längere Geschichte hinter sich hatte, als es dann im Zweiten Weltkrieg dem Erdboden gleichgemacht wurde. Sollte vielleicht doch eine geographisch-strategische Bedeutung, von der die Leute in meiner Kindheit mitunter sprachen – Baubeln lag auf dem Ende eines Bergrückens mit deutlicher Weitsicht nach Osten und Süden –, zu der frühen Existenz beigetragen haben? Auf den letzten deutschen Landkarten findet man dieses Baubeln in der südwestlichen Ecke des Landkreises Stallupönen.

Daß mein Geburtsort, der Ort meiner ersten Jahre, nur wenige Kilometer von der litauischen Grenze entfernt lag – es mochten, Luftlinie gerechnet, wohl um die zwölf Kilometer gewesen sein –, hat meine Kindheit zunächst in keiner Weise belastet. In mein Bewußtsein gelangte diese Grenzlage zunächst nur durch die Erzählungen meiner Eltern, die vom Eindringen der Russen im Ersten Weltkrieg berichteten. Aber das waren ja für einen Jungen meines Alters Geschichten aus einer längst vergangenen Zeit.

Damals hatte mein Großvater väterlicherseits, Gustav Rohloff, der in Baubeln einen Hof besaß, zu dem auch ein Kolonialwarenladen und eine kleine Gastwirtschaft gehörten, mit seiner Familie fliehen müssen – mit Pferd und Wagen gen Westen, bis in den westlichen Teil Ostpreußens. Fliehen aus Baubeln mußte damals auch meine

4 Vielleicht hat man später das niederdeutsche – oder niederdeutsch klingende – »Bublen« in ein hochdeutsches »Baubeln« verwandelt, indem ja ohnehin der Vokal »u« im Hochdeutschen dann zu »au« wird, so wie aus Hus dann Haus wird.

Großmutter mütterlicherseits, Wilhelmine Kausch, mit ihren sieben Kindern. Und weil sie nicht einen Hof besaß, konnte sie ihre Flucht nur mit einem Handwagen antreten. Ihren Mann, Friedrich Scharotzki, hatte der Kaiser gerufen und in den Krieg geschickt, aus dem er dann nicht mehr zurückkehrte.

Für die folgende Generation der Rohloffs sollte sich dann dieses Flüchtlingsschicksal wiederholen. Sie, die als Kinder schon die erste Flucht mitgemacht hatten, mußten im Zweiten Weltkrieg wiederum fliehen. Mein Onkel, der älteste Sohn meines Großvaters, der den väterlichen Hof geerbt hatte, mußte wiederum gen Westen ziehen. Diesmal ging es – wieder mit Pferd und Wagen – über das zugefrorene Frische Haff, – aber dieses Mal viel weiter, von dem einen Ende Deutschlands bis an das andere Ende, – bis in die Gegend von Cuxhaven.

An solchen menschlichen Schicksalen, die es ja nicht nur in Deutschland gab, mag man die positive Bedeutung ablesen, die ein vereintes friedfertiges Europa heute für uns hat.

Aber damals, in jenen Kindheitstagen in Baubeln, wußte ich davon noch nichts, und das war auch gut so. Wir wußten damals alle nicht, daß eine Zeit heraufkommen würde, in der es ein Baubeln nicht mehr geben würde, dieses kleine Dorf mit den vier Höfen – von denen sicher keiner die hundert Morgen sehr weit überschritten haben mochte – und jenen vier oder fünf kleinen Landstellen, auf denen sich die Leute mit dem Nötigsten zum Leben versorgen konnten, aber zusätzlich auch noch auf anderen Höfen oder in Handwerksbetrieben einer Arbeit nachgehen mußten, um ihr Leben zu fristen. Ahnungslos waren die Menschen dort in dem kleinen Dorf, das fern ab von allen großen Ereignissen lag – fernab, irgendwo auf der Grenze zwischen Nadrauen und Sudauen.

Bei meinem Versuch aber, im Jahre 1994 dieses kleine Dorf, den Ort meiner Herkunft, wiederzufinden, konnte ich gerade noch die beiden Friedhöfe ausmachen. Ja, Baubeln hatte in meinen Kindheitstagen zwei Friedhöfe: einen »alten Friedhof«, in dessen Büschen man phantastisch spielen konnte, an dem sich aber des Nachts viele Leute nicht vorbeitrauten, weil es dort spuken sollte, und einen »neuen